



GABRIELLA
ENGELMANN

*Apfelblüten-
zauber*

ROMAN



KNAUR*

GABRIELLA
ENGELMANN

Apfelblütenzauber

ROMAN

KNAUR 

Der Auszug aus dem Gedicht »Behüt dich Gott, du Heimerterde« von Wilhelm Stubbe stammt aus: »Het Groene hart – Dat Ole Land«, hrsg. vom Kulturverein Steinkirchen und Umgebung e.V./Doris Marks. Steinkirchen, 2013.

Die Rezepte des Altländer 3-Gänge-Menüs auf den Seiten 375–381 sowie das Apfelkuchenrezept auf den Seiten 151–152 werden abgedruckt mit freundlicher Genehmigung des Landfrauenvereins Altes Land.

Sie sind folgenden Quellen entnommen:

Landfrauenverein Altes Land (Hrsg.): Leckere Früchte in köstlichen Gerichten aus dem Alten Land.

Verlag Sparkasse Altes Land, Stade, 1999 (ISBN 978-3-000-05139-2)

Renate Frank & Landfrauenverein Altes Land: Gesunde Küche – kinderleicht.

Schnelle Rezepte der Altländer LandFrauen, Verlag Sparkasse Altes Land, Stade, 2007 (ISBN 978-3-981-19100-4)

Besuchen Sie uns im Internet:

www.knaur.de

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat und Sie auf der Suche sind nach ähnlichen Büchern, schreiben Sie uns unter Angabe des Titels »Apfelblütenzauber« an: frauen@droemer-knaur.de



Originalausgabe April 2015

Knaur Taschenbuch

Copyright © 2015 für die Originalausgabe bei

Knaur Taschenbuch.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Friederike Arnold

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: FinePic®, München; Masterfile/Cultura RM

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51577-8

Behüt dich Gott, du Heimerde

*Bevor die Elbe eilt zum Meere,
streift sie ein Land voll Fruchtbarkeit.
Wo leicht im Winde wogt die Ähre,
auf grüner Weid' das Vieh gedeiht,
zur Frühlingszeit wie schneeiger Flaum,
es duftend ruht auf Strauch und Baum.
Und wo zu heißer Sommerzeit
das Obst zur Ernte ist bereit,
da is, wo meine Wiege stand,
o grüß dich Gott, du Altes Land.
Wilhelm Stubbe*

1

«Alles klar bei dir?», fragte Stella Samstagabend, als ich mich mit kritischem Blick im Badezimmerspiegel betrachtete. »Ja, alles super, bis auf die Tatsache, dass ich einundvierzig geworden bin«, antwortete ich, zog eine Grimasse und streckte mir selbst die Zunge heraus.

Stella gab mir einen spielerischen Klaps auf die Hand.

»Und wenn du so weitermachst, sieht man dir das auch bald an«, schimpfte sie und stellte sich neben mich, um ihren Lippenstift nachzuziehen. »Du weißt doch, lebhaftes Mimik wirkt zwar sympathisch, ist aber gar nicht gut für den Teint.«

Stella, stylish wie immer, trug einen Nude-Ton mit Goldschimmer, der wunderbar zu ihren blonden Haaren passte, und grinste von einem Ohr zum anderen, während sie ihre Wangen aufpustete. Angeblich eine Geheimwaffe, um zarten Knitterfältchen in der Lippengegend den Garaus zu machen, bevor sie die Chance hatten, sich dauerhaft niederzulassen. Ich verwendete einen Lippenstift in einem Rosenholztönen, der gut mit meinen Sommersprossen und dem dunklen Bob harmonierte, den ich seit kurzem trug.

»Hey, ihr beiden, wollt ihr hier drin Wurzeln schlagen?«, rief

Nina, die dritte Bewohnerin der WG in unserem Haus, das wir seit dem Einzug die *Villa zum Verliebten* nannten, und steckte ihren karottenrot getönten Schopf durch die Tür. Nina und ich wohnten im Erdgeschoss und Stella zusammen mit ihrer Familie im ersten Stock.

Seit nunmehr sechs Jahren lebten wir in dieser charmanten Stadtvilla in Eimsbüttel, an deren weißgetünchter Fassade sich wilder Wein, Blauregen und Kletterhortensien emporrankten, als wollten sie das alte Gemäuer umarmen. Zur Villa gehörte ein großer, wildromantischer Garten, den wir heiß und innig liebten.

Erst waren wir lediglich drei Frauen gewesen, die der Zufall durch eine Wohnungsannonce zusammengeführt hatte. Trotz anfänglicher Reibereien waren wir im Laufe der Jahre echte Freundinnen geworden und verbrachten viel Zeit miteinander.

»In einer halben Stunde kommen die Gäste, und ich könnte echt noch Hilfe mit diesem Polenta-Peperoncino-Brot brauchen, das im Backofen steckt«, sagte Nina und klopfte ungeduldig mit den Fingernägeln an die Tür.

»Komme schon!«, sagte ich und folgte ihr in die Küche. Punkt zwanzig Uhr sollte die Geburtstagsparty im Wintergarten meiner Wohnung beginnen.

Stella stöckelte ein wenig unsicher hinterher.

Seit sie Mutter von zwei entzückenden Kindern war, trug sie Chucks. Ihre vierjährige Tochter, mein Patenkind Emma, hielt sie mindestens ebenso auf Trab wie ihr knapp dreizehnjähriger Stiefsohn Moritz. Da war praktisches Schuhwerk angesagt anstelle von High Heels. Doch heute wollte sie sich zur Feier des Tages mal wieder als richtige *Frau* fühlen.

Neugierig öffnete ich die Klappe des Backofens und schnupperte.

Ja, genau *so* sollte es duften! Und genau *so* sollte es aussehen. Außen kross gebacken und innen weich wie Rührkuchen.

Unter dem prüfenden Blick von Nina, die gerade versuchte, eine Flasche Rosé-Prosecco zu öffnen, zog ich mir gefütterte, mit Rosenmuster bedruckte Küchenhandschuhe über und holte das Blech mit dem Maisbrot heraus. Ich wusste, weshalb Nina so spöttisch grinste: Sie fand mich ein wenig zu mädchenhaft und romantisch, denn im Gegensatz zu ihr liebte ich alles, was bunt, gemustert oder kuschelig war.

»Mhm, das sieht ja toll aus«, sagte Stella, trotz eifriger Bemühungen alles andere als eine leidenschaftliche Köchin. Ihre Talente lagen eindeutig im Bereich Styling und Dekoration, weshalb sie erfolgreich als Innenarchitektin arbeitete, sofern die Kinder und ihre Ehe ihr genug Spielraum dafür ließen.

Während ich das Polentabrot vorsichtig anschnitt, um zu prüfen, ob es wirklich gut durchgebacken war, schenkte Nina Stella und mir ein Glas Saft ein. Dann ging sie zum langen Esstisch, um letzte Hand an die Blumendekoration zu legen, die ein Teil meines Geburtstagsgeschenks war.

Als ehemalige Floristin war Nina die Gartenfee unserer Villa und hatte ein echtes Händchen für Blumen, Kräuter und alles Grüne.

Ich trank einen kleinen Schluck und stellte das frisch gebackene Maisbrot auf den Tisch, auf dem schon Salate, reichhaltige Antipasti-Platten und zwei verschiedene Quiches standen.

Meine Eltern steuerten als Dessert selbstgebackenen Apfelkuchen und eingelegte Pflaumen mit Vanilleeis bei. Sowohl die Äpfel als auch die Pflaumen stammten aus unserem Obstgar-

ten im Alten Land, wo ich bis vor knapp sechs Jahren gelebt hatte.

Ich freute mich sehr, beide nach langer Zeit wiederzusehen, denn je länger ich in Hamburgs coolen Stadtteil Eimsbüttel wohnte, desto mehr verblasste meine ländliche Vergangenheit. Als es an der Tür klopfte, rief Stella: »Das wird Robert sein!«, ging in den Flur, um zu öffnen, und fiel dann ihrem Mann um den Hals. Ich freute mich sehr, dass die beiden immer noch so verliebt waren, denn sie hatten lange gebraucht, um zueinanderzufinden.

Robert, der als Kinderarzt arbeitete, war groß, schlank und hatte ein umwerfendes Lächeln. Seine blauen Augen blitzten, wenn er gute Laune hatte, und dass sein dunkles Haar mittlerweile beinahe vollkommen ergraut war, fiel dann nicht mehr ins Gewicht.

»Alles Gute zum Geburtstag, Leonie – oder sollen wir dich zur Feier des Tages lieber Leonore nennen?«, fragte er und gab mir zur Begrüßung links und rechts einen Kuss auf die Wange.

»Och nee, bloß nicht«, winkte ich ab und nahm das aufwendig verpackte Geschenk entgegen. Das geschmackvolle Papier und die edle Schleife aus Satin trugen eindeutig Stellas Handschrift.

»Wieso Leonore?«, fragte Nina und starrte mich verdutzt an. Ich wurde verlegen. Nur wenige wussten nämlich, dass der Name Leonie eine Abkürzung war.

»Ach, das war so eine Schnapsidee meiner Mutter«, antwortete ich. »Leonore bedeutet, genau wie Eleonore, *Gott ist mein Licht*. Das fand sie so schön, dass sie darauf bestand, auch wenn mein Vater mich lieber Metta oder Tibbe genannt hätte, wie es im Alten Land üblich ist.

Nina bekam große Augen. »Huch, was sind das denn für Namen? Die habe ich ja noch nie gehört. Also für mich bist und bleibst du Leonie und damit basta!«

Ich hatte keine Zeit, etwas darauf zu erwidern, weil es an der Tür klingelte. Der nächste Besucher war Alexander Wagenbach, Ninas Freund und mein Chef im französischen Bistro La Lune, wo ich als Restaurantleiterin arbeitete.

»Et voilà, hier kommt der Wein«, sagte er strahlend und ging schnurstracks in die Küche, um fünf Flaschen Saint-Émilion und weitere fünf Flaschen Cabernet-Sauvignon auf die Anrichte zu stellen. Rosé und Weißwein kühlten bereits seit drei Tagen und würden erst bei Bedarf geöffnet.

Leider war es heute – Ende April – nicht warm genug, um draußen in unserem wunderschönen Garten zu feiern, wie ich es mir eigentlich gewünscht und in den schönsten Farben ausgemalt hatte. Seit Tagen herrschte der für die Jahreszeit typische Wolken-Sonne-Regen-Mix, der diesen Monat zu einem unberechenbaren Faktor für Planungen aller Art machte.

»Danke, Alex«, sagte ich und öffnete eine Küchenschublade auf der Suche nach dem Korkenzieher. »Ich denke, wir haben genug Wein, oder was meinst du?«

»Und wenn nicht, springe ich rüber ins La Lune und hole Nachschub«, erwiderte Alexander lässig.

Der dunkle Lockenkopf mit dem markanten Kinn und den warmen Nussaugen hatte immer noch etwas Jungenhaftes, trotz seiner siebenundvierzig Jahre.

Ich mochte Ninas Freund und schätzte ihn als engagierten, strengen, aber stets fairen Chef. Das war in meinem früheren Beruf als Reiseverkehrskauffrau leider anders gewesen.

Da hatte ich große Probleme mit einer zickigen Chefin ge-

habt, die mich zuletzt geradezu aus dem Unternehmen gemobbt hatte. »Du weißt, dass die Getränke mein Geschenk für deine Party sind, und wenn sie nicht reichen, ist es doch sonnenklar, dass ich dafür Sorge, dass deine Gäste nicht verdursten müssen«, fuhr Alexander fort, während meine Gedanken sich einen Augenblick lang in der Vergangenheit verfangen.

»Wie viele erwartest du denn?«, fragte Robert, der fachmännisch das Weinangebot studierte. Mit anerkennender Miene drehte er den Saint-Émilion in seiner Hand hin und her und las den Text auf dem Etikett.

»Mit mir zusammen sind wir elf«, antwortete ich.

Neben meinen Eltern, Jürgen und Anke Rohlfs, und meinen Freundinnen und ihren Männern kamen noch zwei weitere befreundete Pärchen.

Nur ich war Single und somit auf meinem eigenen Geburtstag so etwas wie das elfte Rad am Wagen.

»Na, dann sollte das doch reichen«, sagte Robert schmunzelnd.

»Die meisten müssen später noch fahren. Schließlich kann sich nicht jeder gleich nach der Party ins Bett plumpsen lassen, so wie wir.«

»Außerdem wollen wir uns ja auch nicht betrinken, sondern Leonies Geburtstag feiern«, ergänzte Nina und schmiegte sich an Alexander. In den letzten Jahren war zu meinem Erstaunen aus der eher kratzbürstigen, überzeugten Single-Frau Nina eine kleine Schmuskatze geworden. In gewissen Momenten jedoch fuhr sie immer noch ihre Krallen aus, zumeist wenn sie befürchtete, zu sehr von Alexander eingeengt zu werden.

Punkt zehn nach acht waren alle Gäste da, ich stand am Kopfende des langen Tisches und hielt eine Rede.

»Auf dich, liebste Leonie. Danke, dass wir diesen Tag mit dir

feiern dürfen, und danke, dass du so bist, wie du bist«, sagte Nina, als ich geendet hatte, und erhob ihr Glas.

Meine Eltern lächelten, aber mir fiel auf, dass sie diesmal nicht so liebevoll miteinander umgingen wie sonst. Mein Vater war ungewöhnlich blass, meine Mutter hatte dunkle Ringe unter den Augen.

Ob sie Sorgen hatten, von denen ich nichts ahnte?

»Ich kann mich dem, was Nina gerade gesagt hat, nur anschließen. Gibt es irgendetwas Besonderes, das du dir für dein neues Lebensjahr wünschst?«, fragte Stella.

Ich überlegte einen Moment, bevor ich eine Antwort gab. Fragen wie diese waren nicht mit einem Satz zu beantworten.

»Im Grunde nur, dass alles so bleibt, wie es ist, und dass es euch, meinen Lieben, gut geht«, sagte ich.

Während ich diesen Wunsch laut aussprach, wurde mir warm ums Herz. Ja, es stimmte wirklich: Momentan hatte ich alles, was ich mir nur wünschen konnte.

Gute Freundinnen, mit denen ich zusammen in dieser wunderschönen, alten Villa in einem angesagten Hamburger Stadtteil lebte.

Die Arbeit im La Lune machte mir großen Spaß, denn Alexander ließ mir in vielem freie Hand und war ein toller Chef.

Ich war gesund, und meinen Eltern ging es zum Glück gut.

Dass es immer noch keinen Mann in meinem Leben gab, gehörte für mich in der Zwischenzeit so zum Alltag, dass es mich kaum störte.

Ich war immer noch froh darüber, dass ich nach Hamburg gezogen war, um meinen Horizont zu erweitern. Ich war auf Abenteuersuche gegangen – und nicht enttäuscht worden.

Und dieses Abenteuer sollte noch nicht zu Ende sein. Ich

blickte gespannt in die Zukunft und fragte mich, was das Leben an Erlebnissen und Erfahrungen für mich bereithielt.

»Dann trinken wir darauf, dass das Glück uns nicht im Stich lässt«, ergriff nun Nina das Wort und zwinkerte mir zu. »Auf eine tolle Party und ein erfülltes neues Lebensjahr! Wir haben dich lieb.«

Gerührt erhob ich mein Glas und lächelte alle an, während ein tiefes, warmes Glücksgefühl mich durchströmte.

»Bevor wir alle gleich rührselig werden, lasst uns essen, ich bin am Verhungern«, sagte ich, um meine Verlegenheit zu überspielen. »Also, das Büfett ist eröffnet. Lasst es euch schmecken. Schön, dass ihr da seid.«

2

Obwohl wir bis zwei Uhr morgens gefeiert hatten, erwachte ich am Sonntag wie jeden Tag um sieben. Das war ein wunderbarer Geburtstag gewesen, an den ich mich noch lange voll Freude erinnern würde.

Durch den Spalt des gekippten Fensters drang das Zwitschern der Vögel herein, die im Garten ihre Nester gebaut hatten. Verzückt lauschte ich der Melodie dieses frühen Sonntagmorgens und döste. Doch schon zehn Minuten später fiel mir ein, dass meine Küche nach der Party leider einem Schlachtfeld glich, da ich gestern Nacht viel zu müde gewesen war, um alles aufzuräumen, was an sich nicht meiner Art entsprach. Allein der Gedanke an das Chaos genügte, um mich aus dem Bett zu treiben, auch wenn ich viel lieber ausgeschlafen hätte.

»Warum hat Mama mich bloß so erzogen, dass ich nichts liegenlassen kann?«, murmelte ich nachdenklich und ließ meine Beine über den Rand des Eisenbettes baumeln, das ich mir vor einem Jahr gekauft hatte. Vorder- und Rückenteil waren gedrechselt und weiß lackiert. Bunte Kissen und eine gequiltete Tagesdecke, die ich vor lauter Müdigkeit vergessen hatte, vom Bett zu nehmen, verliehen dem Ganzen etwas sehr Gemütli-

ches. Mein Schlafzimmer war so kuschelig, dass ich manchen grauen Sonntag lesend im Bett verbrachte. Diese Betttage wurden nur unterbrochen durch einen kleinen Kaffeeplausch mit Nina oder bei Stella, oder ich schaute mir auf der Couch lümmelnd eine Liebesschnulze auf DVD an. In diesen Momenten beglückwünschte ich mich selbst dazu, dass ich alles tun konnte, wonach mir der Sinn stand. Nicht auszudenken, wenn mich jemand womöglich bei Regen und Kälte zum Spaziergang an der frischen Luft verdonnert oder – noch schlimmer – dazu gedrängt hätte, mit ihm ins Fitnessstudio zu gehen.

Nein, nein, es war alles in allem gut so, wie es war, bis auf wenige graue Tage, an denen mich der Blues überfiel, weil Nina und Stella mit ihren Partnern unterwegs waren und mir klarwurde, dass ich als Einzige von uns dreien ein Single-Dasein führte.

Gähmend und ein wenig nachdenklich schlüpfte ich in meine weinroten Puschelpantoffeln und ging in die Küche.

Dabei wäre ich fast über meinen betagten Kater Paul gestolpert, der sich im Flur langgemacht hatte und seinen Kopf am Flickenteppich rieb.

»Morgen, Paulchen«, begrüßte ich ihn, was dieser mit einem freundlichen Schnurren quittierte. »Wo steckt denn Paula?« Anstatt mir maunzend zu antworten und mir zu verraten, wo seine Liebste abgeblieben war, folgte der Kater mir in die Küche und hockte sich vor den Futternapf, in dem nur noch zwei Anstandskügelchen Brekkies lagen. Ich füllte frisches Wasser und Dosenfutter in die Näpfe und beschloss, mir erst einmal einen Kaffee zu kochen, ehe ich mit dem Aufräumen begann. Während ich espressopulver in die Bodum-Glaskanne häufelte, dachte ich über die Party nach.

Es hatte Spaß gemacht, nach längerer Zeit mal wieder so viele Gäste zu empfangen, denn ich liebte es, für andere zu kochen und sie zu verwöhnen. Alle hatten den Abend sichtlich genossen, sich angeregt unterhalten und beinahe alles aufgegessen. Später hatten wir den Teppich beiseitegerollt, die Musik laut aufgedreht und ausgelassen getanzt. Auch dies war einer der vielen Vorteile unserer Wohnsituation: Wir mussten auf niemanden Rücksicht nehmen und konnten so viel Lärm machen, wie wir wollten.

Gerade als ich überlegte, ob ich zuerst die Weingläser spülen oder lieber den Tisch feucht abwischen sollte, klingelte das Telefon. Zehn vor acht an einem Sonntag.

Wer konnte das sein?

Nachdem ich mich mit Namen gemeldet hatte, wusste ich, wer ebenfalls so früh auf den Beinen war: meine Mutter!

»Bist du aus dem Bett gefallen?«, fragte ich.

»Sozusagen«, antwortete sie und klang abgehetzt. »Hast du einen Moment Zeit, oder störe ich?«

»Nein, nein. Ich wollte gerade aufräumen, aber das kann auch warten«, sagte ich und setzte mich mit dem dampfenden Kaffee an den Tisch, mit Blick auf die Terrasse und den Garten.

Draußen blühten hellblaue Wicken, rosa Ranunkeln und Tränendes Herz in einem dunklen Pink, grüner Hirtentäschel und Kamille. Diese Blumen stellten die ersten Frühlingsboten dar, die unseren eher wilden Garten verschönten, auch wenn die Natur nach einem langen, bitterkalten Winter diesmal sehr spät dran war.

»Also, was ist los? Hast du Ärger mit Papa? Ich finde, ihr beide wart gestern ein bisschen merkwürdig drauf«, sagte ich und trank einen Schluck. Das heiße, zartbittere Getränk bahnte

sich den Weg über meinen Gaumen und würde hoffentlich bald seine Wirkung entfalten.

»So ähnlich«, erwiderte meine Mutter vage.

Oh nein, ich wusste es!

War womöglich einer von beiden krank und wollte mir gestern nicht den Geburtstag verderben?

»Keine Sorge, Leonie, bei uns ist so weit alles in Ordnung, falls du einen Schrecken bekommen haben solltest, zumindest größtenteils. Es ist nur so, dass dein Vater und ich ... also vielmehr ich ... ab jetzt für eine Weile getrennte Wege gehen werden.« Es dauerte einen Moment, bis die Worte akustisch bei mir angekommen waren. Ich verstand zwar den Wortlaut, aber nicht die Bedeutung.

»Ich plane eine ... Reise ... und ich weiß noch nicht genau, wann ich wieder zurückkomme. Könnte sein, dass ich längere Zeit weg sein werde.«

Mit einem Schlag ging es in meinem Kopf zu wie auf einem überfüllten Bahnhof. Von irgendwoher hörte ich eine Alarmsirene schrillen, und Menschen redeten lautes, wirres Zeug, in einer Sprache, die ich nicht beherrschte.

»Leonie? Leonie, Spätzchen, bist du noch da?«

Spätzchen hatte meine Mutter mich zuletzt genannt, als ich zehn war.

»Ja, doch, ich bin noch da«, stammelte ich verwirrt und umklammerte mit der einen Hand den Kaffeebecher. Mit der anderen hielt ich das Telefon, um das meine Finger sich bereits verkrampften. Das durfte doch alles nicht wahr sein!

»Jetzt mal bitte der Reihe nach, Mama«, versuchte ich mich selbst zu beruhigen und ein wenig Ordnung in dieses Chaos zu bringen. Sonst wäre ich verloren.

»Mach keine so kryptischen Andeutungen, sondern erzähl mir, was los ist, ich werde sonst gleich irre.«

Ich hörte meine Mutter tief einatmen.

»Also gut! Wie du vielleicht weißt, gehen mir das Leben im Alten Land, der Obsthof und die ganze Arbeit mit der Vermietung und dem Hofladen ein wenig auf die Nerven, genau wie dein Vater.«

Oh nein, wie kam das denn jetzt bitte?

»Nein, das wusste ich nicht«, unterbrach ich meine Mutter, weil ich wirklich zum ersten Mal davon hörte. »Ich dachte immer, du liebst dieses Leben. Und Papa.«

»Ja, das tue ich im Grunde auch, aber zurzeit habe ich das Gefühl, in einem Hamsterrad gefangen zu sein, und deshalb will ich für eine Weile hier raus, genau wie du vor sechs Jahren.«

Das wiederum konnte ich bestens verstehen.

»Und wo willst du hin? Auch nach Hamburg? Und für wie lange?«, hakte ich nach, während meine Gedanken sich überschlugen. Meine Mutter machte es spannend. Während sie offenbar Formulierungsschwierigkeiten hatte, schaute ich aus dem Fenster und bemühte mich, ein wenig von der Anspannung abzubauen, die sich um meine Brust legte wie ein Schraubstock.

»Nein, ich plane eine größere Tour. Ich will schließlich was erleben. Daher denke ich an eine Kunstreise quer durch Europa. Ich will nach Florenz, Paris und nach Figueres, das Dali-Museum anschauen.«

»Und was sagt Papa dazu?«, fragte ich atemlos.

Wer würde währenddessen die Kunden im Hofladen bedienen?

Wer kümmerte sich um die Vermietung der Zimmer und die Versorgung der Feriengäste?

Papa hatte, was das anging, zwei linke Hände und konnte sich noch nicht einmal ein Spiegelei braten. Nur auf dem Obsthof war er der erfahrene, kompetente Geschäftsmann, der dafür sorgte, dass es ihm und meiner Mutter an nichts fehlte.

»Er ist natürlich alles andere als begeistert, wie du dir sicher vorstellen kannst«, murmelte meine Mutter und wirkte mit einem Mal bedrückt.

Hatte ihre Stimme bei der Aufzählung der Reiseziele noch frisch und jung geklungen, hörte sie sich jetzt an wie eine Frau, die Ende des Jahres dreiundsechzig wurde. »Aber weißt du was? Mir ist das ehrlich gesagt gerade egal. Ich habe mich mein Leben lang überwiegend nach seinen Wünschen und Bedürfnissen gerichtet. Habe meinen Plan aufgegeben, nach dem Studium Kunst zu unterrichten, um eine Familie zu gründen und mit Jürgen die Obstplantagen zu bewirtschaften und alles andere aufzubauen, was heute zu unserem Hof gehört. Jetzt bin ich mal dran!«

Das stimmte natürlich!

Ich erinnerte mich an unzählige Male, an denen meine Mutter mich in Hamburg besuchen wollte, um mit mir in Ausstellungen, ins Museum oder Theater zu gehen. Doch bis auf wenige Ausnahmen war immer irgendetwas dazwischengekommen. Natürlich konnte man dies nicht immer meinem Vater in die Schuhe schieben. Die Arbeit auf einem Hof war eben manchmal unkalkulierbar, und Pläne mussten oft zurückgestellt werden.

Allerdings geriet meine Mutter mit ihren Träumen immer mehr ins Hintertreffen, was sich nun scheinbar rächte.

»Jetzt, wo du es sagst, kann ich dich verstehen«, antwortete ich.
»Und du hast alles Recht der Welt, dir eine Auszeit zu gönnen. Das wird auch Papa sicher ähnlich sehen. Wann willst du denn los?«, fragte ich, überlegte aber, wie das alles funktionieren sollte. Im Grunde mussten meine Eltern jemanden einstellen, der meine Mutter ersetzte. »Wirst du alleine fahren, oder kommt noch jemand mit?«

Ich ging im Geiste die Bekannten meiner Mutter durch. Allesamt nette, warmherzige und hilfsbereite Frauen. Aber für jede stand die Familie und die Sicherung des Einkommens an erster Stelle.

Eine echte Freundin wie Stella und Nina gab es im Leben meiner Mutter nicht.

»Nein, ich mach das alleine«, antwortete sie auch prompt, und ich meinte ein leises Zittern in ihrer Stimme zu hören.

Für jemanden wie sie war das ein großer Schritt.

Wenn sie überhaupt Urlaub gemacht hatte, dann zusammen mit meinem Vater. Und das meist nur im Winter, wenn keine Saison für Feriengäste war und auch nichts geerntet, eingekocht oder im Hofladen verkauft werden musste.

»Im Übrigen habe ich eine Annonce geschaltet, um eine Kraft zu suchen, die mich im Laden ersetzt und sich um die Gäste kümmert. Sobald ich eine gefunden habe und alles geregelt ist, fahre ich los.«

Ich versuchte mir das Gesicht meines Vaters vorzustellen, wenn in seinem Haus eine wildfremde Person herumwirbelte, um Frühstück für die Gäste zu machen und Kuchen für den Verkauf im Hofladen zu backen. Schon immer hatte Papa eine Putzhilfe kategorisch abgelehnt. Was würde er also dazu sagen?

»Dein Vater bezeichnet das alles als totalen Unfug, wie du dir denken kannst«, fuhr meine Mutter fort, und ich wünschte mir mit einem Mal, wir würden dieses Gespräch nicht am Telefon führen. Schließlich betraf ihre Entscheidung ein Stück weit die ganze Familie. Doch anscheinend war es ihr ein Bedürfnis, mit mir allein zu sprechen.

»Auf jeden Fall drücke ich dir die Daumen, dass du schnell jemanden findest, der dich halbwegs ersetzen kann und den Papa auch akzeptiert. Ich finde es gut, wenn du endlich mal etwas für dich machst. Wenn ich dich unterstützen kann, sag es mir.«

»Das ist ganz lieb, Spätzchen«, flüsterte meine Mutter. »Danke.« Dann hörte ich im Hintergrund die Stimme meines Vaters, der wieder irgendetwas suchte und natürlich als Erstes meine Mutter fragte, wo es sein könnte.

»Du, Leonie, ich muss leider auflegen. Jürgen braucht mich, wir telefonieren ein andermal, ja?«, sagte meine Mutter. »Und danke für den gestrigen Abend. Es ist schön, dass du dich in Hamburg so wohl fühlst und so nette Freunde hast. Also, mach dir noch einen schönen Sonntag. Bis ganz bald.«

Danach klackte es in der Leitung, meine Mutter hatte aufgelegt. Ich saß eine ganze Weile da und schaute hinaus, ohne wirklich mitzubekommen, was dort vor sich ging.

All meine Gedanken und Gefühle galten meiner alten Heimat, die plötzlich so lebendig vor meinem inneren Auge stand, als hätte ich sie nie verlassen: das Alte Land, das durch die drei Nebenflüsse der Elbe in drei sogenannte Meilen gegliedert wurde. Ein weites, fruchtbares Marschgebiet, durchzogen von Kanälen und Deichen, dazwischen kleine, schnuckelige Dörfer mit windschiefen Fachwerkhäusern. Über den weitläufi-

gen Obstplantagen spannte sich ein tiefblauer Himmel, wie man ihn sonst nur am Meer fand.

Hinter den Deichen glitzerte das Wasser der Elbe, auf der weißen Segelboote dahinglitten wie Spielzeugschiffe.

Ich dachte an die heißen Sommer, in denen ich im Schatten der Apfel- und Kirschbäume mit meinen Puppen gepicknickt hatte. In denen Papa mich mit dem Gartenschlauch nass gespritzt und sich mit mir Federball-Duelle geliefert hatte. Mir lief das Wasser im Munde zusammen, als ich mich an all die Köstlichkeiten erinnerte, die meine Mutter für uns gekocht und gebacken hatte: Pfannkuchen mit Apfelschnitzen, Grießbrei mit Pflaumenkompott, Kirschkuchen und Holunderküchle. Es gab selbstgemachten Johannisbeerwein und knackfrischen Salat aus dem Nutzgarten neben dem Haus. Meine Freundinnen und ich naschten heimlich von den Erdbeeren oder schnappten uns im Vorbeigehen eine der kleinen, aromatischen Strauchtomaten, die ich heute noch liebte.

Ich erinnerte mich an Bootsfahrten mit meinem Vater auf der Lühe, wo am Deich das Haus meiner Eltern lag.

Ein Ort zum Träumen, ein Ort zum Glücklichsein.

Natürlich hatte auch meine Mutter das Recht darauf, glücklich zu sein, und ich würde alles dafür tun, um sie dabei zu unterstützen.

Ein wenig angespannt von diesem schwierigen Gespräch stand ich schließlich auf.

Ich würde jetzt die Küche putzen und mich dann wieder ins Bett legen und schlafen.

Irgendetwas sagte mir nämlich, dass ich in der nächsten Zeit all meine Kräfte brauchen würde.

